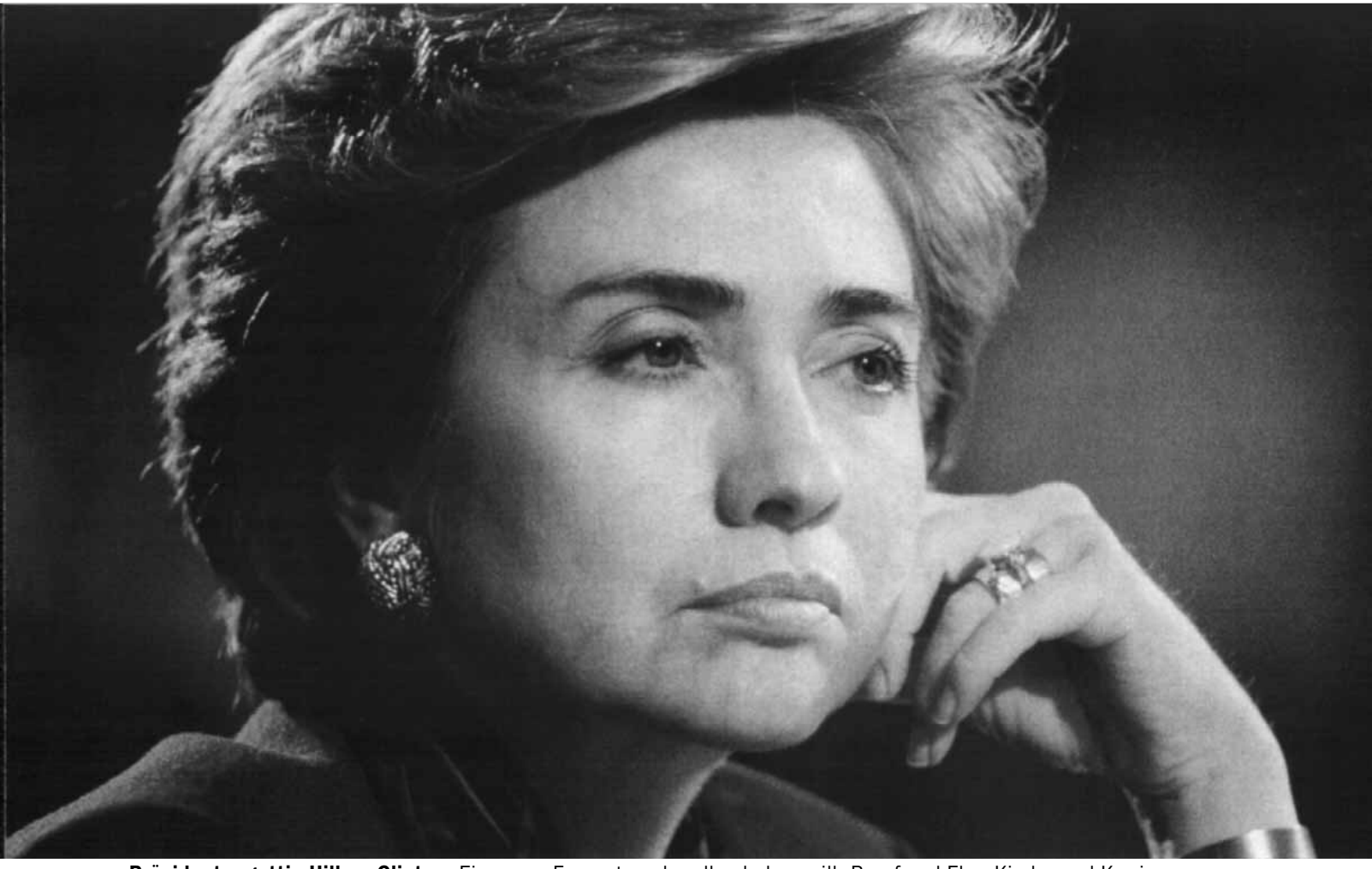


Präsidentengattin Hillary Clinton: Ein neuer Frauentyp, der alles haben will: Beruf und Ehe, Kinder und Karriere

HATZ AUF DIE HERRIN

SPIEGEL-Reporter Carlos Widmann über Hillary Clintons beschädigte Führungsrolle im Weißen Haus

Ihr Haupthaar wurde letzthin um Nuancen entblondet und etwas abgedunkelt, aber die Schwungtolle über der stolzen Stirn wippt so herausfordernd wie eh und je – besonders, wenn Hillary Rodham Clinton innerlich aufstampft. Und das tut Amerikas First Lady nun jedesmal, wenn die trüben Wogen von Whitewater sie verfolgen und ihr vor der zuschauenden Nation die Schuhe nässen.

Dann scheint ein Gefühl des Ekels in Hillary aufzusteigen, und mit einem Tonfall von bitterem, nur mühsam beherrschtem Sarkasmus bringt sie ihre Pointe unter die Leute: „Gott sei Dank haben wir seinerzeit bei diesem Grundstücksgeschäft in Arkansas nur Geld verloren“, ruft sie zum Beispiel auf dem Campus der Universität von Colorado in Boulder aus. „Ich muß mich fragen, was heutzutage wohl alles geschrieben würde, wenn wir an dem Projekt auch noch ein bißchen verdient hätten.“

Von wem die Verleumdungen stammen, verstehen ihre Zuhörer schon: Es sind die Voyeure, Wadenbeißer und Kannibalen der Medien gemeint.

Sie haben ihre Zähne in eine läppische, 16 Jahre zurückliegende Immobilienspekulation des heutigen Präsidentenpaares vergraben und wollen nicht lockerlassen, ehe die Autorität des Weißen Hauses erschüttert, die Handlungsfähigkeit der US-Regierung gefährdet, die von der Präsidentengattin entworfene Gesundheitsreform gescheitert ist.

Hillary bewegt sich scheinbar auf sicherem Grund, wenn sie – nach vielen Wochen verdächtigen Schweigens – für ihre Verteidigung die medienskeptische Stimmung „jenseits des Beltway“ anzuzapfen sucht: bei jenen 99 Prozent der Amerikaner, die außerhalb des Autobahngürtels leben, der die US-Hauptstadt umringt. „Draußen im Lande“ nämlich wird die in Washington grassierende Whitewater-Hysterie noch überwiegend mit Unverständnis registriert.

Tröstlich für Bill und Hillary: Nach einer Umfrage der *New York Times* meint nur jeder fünfte Amerikaner, daß es sich bei „Whitewatergate“, wie das unvermeidliche Wortspiel lautet, um eine Angelegenheit von nationaler Bedeutung handele.

Amerika hat schließlich einen wirtschaftlich erfolgreichen Präsidenten; da die Rezession offenkundig überwunden ist, kann Clintons Prestige schon manches aushalten. Und wieviel mag der ganze Medienzirkus bewirkt haben, wenn ein Friseur in Ohio nach sechs

Wochen noch sagen kann: „Keiner meiner Kunden hat in dieser ganzen Zeit je das Thema Whitewater erwähnt“?

Gleichviel, politische Schicksale werden in Washington entschieden: auch das der Präsidentengattin. Hier kann Hillary Clinton in ihrer einmaligen Rolle als Machtteilhaberin des Weißen Hauses beschädigt, ja zerstört werden. Die wichtigste Verbündete des Präsidenten müßte, wenn der gegenwärtige Enthüllungseifer anhält und fündig bleibt, zu Bill Clintons schwerer Bürde werden. Und für Millionen feministisch empfindender Frauen – nicht nur in Amerika, sondern in aller Welt – bräche eine Hoffnung zusammen.

Der Prüfstand liegt am Potomac, der Kampf wird Tag für Tag ausgetragen im Hochspannungs-Kraftfeld zwischen Kongreß und Weißem Haus, im Gerangel der Sachbearbeiter, Pressesprecher und vertraulichen Informanten, der Kolumnisten, Reporter und Fernsehköpfe, der Untersuchungsausschüsse, Sonderstaatsanwälte und Starjuristen.

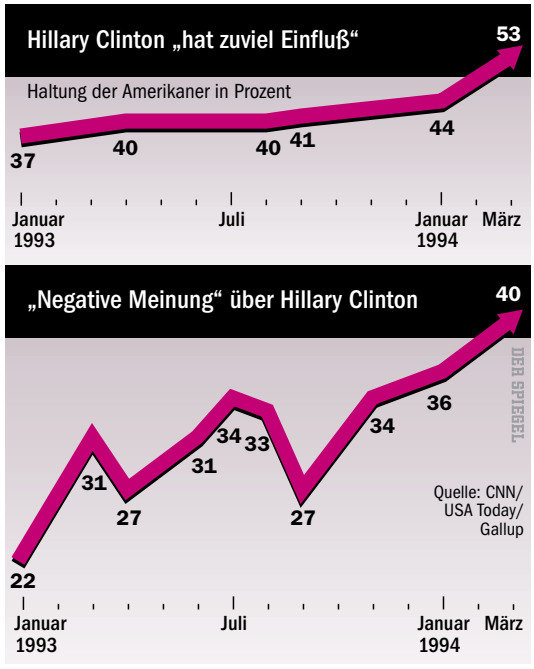
Dieser Haifischteich kann durchaus mörderisch werden, wenn die ersten Blutfäden durchs Wasser ziehen. Und hat Hillary nicht schon mehr als ein paar Tropfen verloren?

Also raus aus dem Pfuhl, zurück zum Wähler, zum unverbildeten Volk. Die First Lady hat ein schlichtes Kostüm ausgesucht, ein blaues Halstuch darüber geknotet und geht seit Anfang letzter Woche intensiv unter die Leute.

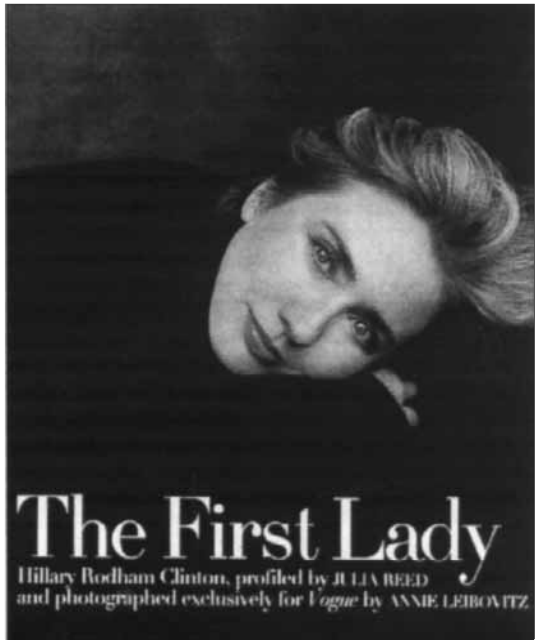
Ein Hauch von Pfadfinderin ist dabei, wenn die Frau des Präsidenten in der Provinz vor Kameras und Mikrofone tritt und endlich das Thema „W“ anspricht – kurz, doch kämpferisch, getragen vom Jubel eines überwiegend weiblichen Publikums. Hier ist wieder der brave Soldat Hillary, der im Herbst vorletzten Jahres selbstlos für Bill und dessen Reformen in den Wahlkampf gezogen war.

Ein Faszinosum: die Verwandlungskünstlerin, die in frühere Rollen zurückschlüpft. Denn diese patente Person ist natürlich nicht mehr die Hillary, die Washington in den letzten Monaten kennenlernte. Die hatte ganz andere Posen

Powerfrau Hillary



Glamourgirl Hillary (aus Vogue)



eingenommen, zum Beispiel für die Zelebritäten-Fotografin Annie Leibovitz und das Modemagazin *Vogue*.

Was dabei herauskam, riß einen atemlosen Korrespondenten der *Irish Times* zu der ekstatischen Beschreibung hin: „Das ist Hillary, die Sexgöttin. Auf dem einen Bild öffnet die First Lady suggestiv die Lippen, auf dem anderen bietet sie dem Betrachter ihren Schlafzimmerblick.“

Dieser „Schmusekätzchen-Look“, wie die *New York Times* ihn definierte, hat Altfeministinnen verstört, jüngere Emanzen in tiefe Grübelei gestürzt. Würde dieses neueste Image der Powerfrau Hillary mit althergebrachten Vorurteilen der männerbeherrschten Hauptstadt aufräumen, denen zufolge eine feminine Frau nicht ernst zu nehmen ist?

Oder würde es umgekehrt nur den zotigen Verdacht der Machos bestätigen, daß selbst eine voll verwirklichte Frau insgeheim als schieres Objekt, das männliche Begierden weckt, betrachtet werden wolle? Quälende Fragen.

Nur einer Luxusfrau im Höhenrausch konnte solcher Unsinn entfahren

Hillary, Emanze und Eminenz, die einst Fragen nach ihrer Garderobe als frivole Zumutung empfand, bewegte sich zuletzt bei der Kleiderordnung in Richtung Eva Peron oder Imelda Marcos.

Jedenfalls war es vor allem die Hillary Clinton in *Vogue*-Ausführung, die sich nach dem Ausbruch der Whitewater-Affäre zusätzlich ins Gerede brachte. Nur einer Luxusfrau im Höhenrausch konnte der Unsinn entfahren, den sie einer Reporterin der Frauenzeitschrift *Elle* kürzlich in die Feder diktierte:

Schuld an der ganzen Aufregung über das längst vergessene Whitewater-Geschäft seien die Republikaner mit ihrem „wohlorganisierten und wohlfinanzierten Versuch, die Arbeit meines Mannes – und dadurch auch die meine – zu untergraben“.

Das seien Leute, die „ein anderes politisches Programm haben oder auch persönliche und finanzielle Gründe, uns zu attackieren“. In einer „paranoiden Verschwörung der wildesten Sorte“ seien diese Kräfte bemüht, „nach Möglichkeiten zu suchen, mich zu unterminieren“.

Anderen Verfolgungswahn zu unterstellen, wenn frau selber sich verfolgt fühlt: das zeugte nicht vom kühlen Sachverstand der Juristin Hillary Rodham, die einst als junge Frau in den Kreis der „hundert erfolgreichsten Anwälte der USA“ gewählt worden war und in den

letzten zwei Jahren mit ihren sozialpolitischen Ideen und öffentlichen Auftritten so viele Amerikaner beiderlei Geschlechts beeindruckt hatte – sogar die abgebrühten Senatoren und Repräsentanten auf dem Kapitolshügel.

Ein „wohlorganisierter und wohlfinanzierter Versuch“ der Republikaner, die Arbeit der First Lady zu „unterminieren“?

Der Zungenschlag, der sich da verriet, mußte an verflossene Studentenzeiten erinnern – an die 68erin Hillary Rodham, die einst in den Eliteschulen Wellesley und Yale die amerikanische Wirklichkeit durch eine besondere Brille wahrgenommen hatte. Was sie nun andeutungsweise unterstellte, war ungefähr dies:

Die mächtigen Multis der Pharmaindustrie und die großen Versicherungsgesellschaften, die sich von der Reform des amerikanischen Gesundheitssystems und von der scharfen Kritik der Präsidentenfrau bedroht fühlten, würden nun zurückschlagen – mit dem Mittel des Rufmords.

Den Konzernen derartige Wunschträume zu unterstellen ist sicher nicht abwegig. Aber die Vorstellung, daß die Republikaner, die aus Whitewater – mittels Vernehmungen vor dem Kongreß – gern ein Watergate machen würden, sich dabei von irgendwelchen kapitalistischen Drahtziehern beflüstern ließen, ist vollkommen hanebüchen. Es wäre schon eine unwahrscheinlich schlafmützige Opposition, die eine Blöße im Hause Clinton nicht aus eigenem Antrieb ausschlachten würde.

Die Hillary, die eine „paranoide Verschwörung wildester Sorte“ anprangert, gehört zu einer anderen Inkarnation dieser facettenreichen Persönlichkeit. Hier ist sie wieder, die „Lady Macbeth von Little Rock“, die sich nachdrücklich einer satirischen Behandlung empfiehlt, bisher jedoch vor allem die Trivialpresse beschäftigte.

Dieses gleichsam alternative Erscheinungsbild Hillarys ist nicht weniger real

Der Respekt vor Hillary ist inzwischen mit Furcht durchwirkt

als das positive Image, das die Nation letztes Jahr während der ersten Entfaltung der neuen First Lady empfangen hatte – es ist aber geprägt durch ihre Kehrseite, durch nackten Geltungsdrang, politische Instinktlosigkeit, ideologische Verbohrtheit, einen Hang zur Vetternwirtschaft und erstaunliche Gefühlskälte.

Merkwürdig, daß die Herrin im Westflügel des Weißen Hauses diese Wochen schwerer Bedrängnis für eine personalpolitische Säuberung nutzte, die auf Anhieb nicht sympathisch wirken kann. Ein bewährter Hausdiener ist das beklagenswerteste Opfer: Chris Emery ist sein Name, eingestellt wurde er in den Reagan-Jahren, und mit 50 000 Dollar Jahressalär ernährte er seine fünfköpfige Familie. Zuletzt blieb Emery dem britischen Staatsgast John Major in Erinnerung, dem der Hausdiener die Geschichte des Lincoln-Gästezimmers erzählte, bevor der Premier sich in demselben schlafen legte.

Entlassungsgrund war, daß der treue Emery Telefonanrufe seiner ehemaligen Herrin Barbara Bush beantwortete, um dieser bei der Handhabung eines Computerprogramms zu helfen, das er selber einst für sie eingerichtet hatte. Da Frau Barbara gerade ihre Memoiren schreibt, wirkt die radikale Bestrafung des Dieners wie ein Versuch Hillarys, den Verrat von Hausgeheimnissen zu unterbinden. Wer leidet da an Verfolgungswahn?

Der französische Koch Pierre Chambrin und drei seiner Küchenjungen wurden nicht gefeuert, sondern hinausgeekelt. Die Presseabteilung der First Lady hatte so häufig durchblicken lassen, daß der Mann unfähig sei, fettarme oder organische Speisen zuzubereiten, daß ihm nichts anderes übrigblieb als die Demission. Daß die Umbildung von Hillarys Küchenkabinett noch keines-

Den Bach runter Wegweiser durch die „Whitewater“-Affäre

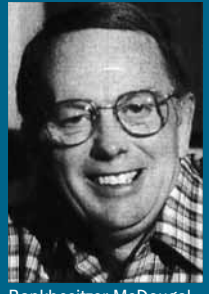
2. August 1978

Gemeinsam mit dem befreundeten Ehepaar James und Susan McDougal gründen Bill und Hillary Clinton 1978 eine Immobiliengesellschaft und erwerben ein 92 Hektar großes Waldgrundstück in den Ozark-Bergen von Arkansas. Als „Whitewater Estate“ soll es erschlossen und parzellenweise weiterverkauft werden.

Whitewater-Gelände

Ende 1984

Gouverneur Clinton ernennt Beverly Bassett Schaffer, eine Freundin der Familie, zur Bankenaufseherin von Arkansas. Sie behandelt die in Schieflage geratene Sparbank Madison Guaranty des Clinton-Freundes McDougal mit ungewöhnlicher Nachsicht. Juristisch wird die Bank vertreten von einer Partnerin der Sozietät Rose Law Firm aus Little Rock. Ihr Name: Hillary Clinton.



Bankbesitzer McDougal

4. April 1985

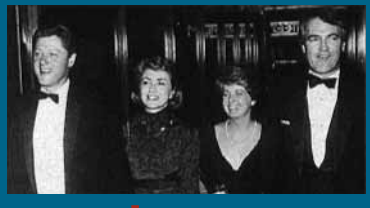
James McDougal lädt Geschäftsleute aus Arkansas zu einem Empfang in die Madison Guaranty ein, auf dem um Spenden für die Wahlkampfschulden von Gouverneur Clinton gebeten wird. Doch die genaue Herkunft des bei dieser Gelegenheit eingesammelten Geldes bleibt im dunkeln. Der Verdacht: Die Bank wurde geplündert, um Clintons Wahlkampfkasse aufzufüllen.

8. März 1992

In der *New York Times* erscheint der erste Bericht über das Immobiliengeschäft „Whitewater“, das die Clintons reich machen sollte. Clinton muß noch während des Wahlkampfes eine Rechtfertigungsschrift herausgeben. Aus ihr geht hervor, daß der Parzellenverkauf fast 70 000 Dollar Verlust bedeutet habe.

24. Dezember 1992

Der zum Präsidenten gewählte Bill Clinton und Hillary verkaufen ihre Anteile an Whitewater für 1000 Dollar an McDougal, dessen Sparbank Madison Guaranty inzwischen zusammengebrochen ist. Als Anwalt der Clintons tritt Vincent Foster auf, ein Hillary-Vertrauter und gleichfalls Sozius bei Rose. Wenig später wird er zum stellvertretenden Rechtsberater des Weißen Hauses ernannt.



Die Clintons mit Ehepaar Foster

20. Juli 1993

Foster stirbt in einem Park in der Nähe von Washington. Ein Selbstmord ist höchst wahrscheinlich, doch die genauen Todesumstände sind bis heute nicht restlos geklärt. Noch am Abend des Todestages durchsuchen Fosters Chef Bernard Nussbaum und zwei Mitarbeiterinnen von Hillary, darunter ihre Stabschefin, das Büro des Toten. Sie entfernen Whitewater-Dokumente.

wegs abgeschlossen ist, könnte schon beim nächsten Staatsbankett ruchbar werden.

Nichts als Lappalien und Petitessen?

Auch kleine Zeichen, die auf Hybris und Willkür deuten, sollten nicht ganz ignoriert werden. Sie fügen sich in ein Bild, das schon vorher erkennbar war, aber mehr dem Präsidenten angekreidet wurde.

Bills teurer Haarschnitt in der Air Force One, der den internationalen Flughafen von Los Angeles für eine Stunde zur Hälfte lahmlegte, mochte noch als Gedankenlosigkeit entschuldbar sein. „Travelgate“ hingegen, die mutwillige Kündigung von sieben bewährten Angestellten der Reisestelle des Weißen Hauses (sie betreut vor allem den großen Journalistentroß), war es nicht:

Da handelte es sich um eine dicke Gefälligkeit für Harry Thomason, den Mann von Hillarys bester Freundin aus Arkansas, Linda Bloodworth-Thomason. Harry und seine Frau hatten den erfolgreichen Werbefilm Bill Clintons für den Parteitag der Demokraten in New York angefertigt. Nun wollte Harry die Reisestelle des Weißen Hauses praktisch an eine Charterfirma verpachten, deren Miteigentümer er selber war.

Die Sache wurde publik und (daraufhin) zum Teil rückgängig gemacht, Hillarys Freunde verloren ihren freien Zugang zum Weißen Haus, aber ein übler Nachgeschmack blieb doch.

Der Respekt, den Hillary sich im Stab des Weißen Hauses auf Anhieb erworben hatte, ist nicht ausgelöscht, doch inzwischen stark mit Furcht durchwirkt. Die Schärfe ihres Mundwerks, die Gletscherkälte ihrer Augen

Macht ohne Amt sollte es nicht geben

und das nichts vergessende Gedächtnis verleihen dem Arbeitsplatz 1600 Pennsylvania Avenue eine Spur Gefährlichkeit – „wie bei den Medicis im Florenz des 16. Jahrhunderts“, schreibt die Herrenzeitschrift *Esquire*. „Etwas in Hillarys Rolle fordert böswillige Männerkommentare sogar bei liberalen Babyboomern heraus.“

Selbst devote Washingtoner Chronistinnen räumen ein, daß sich bei Hillary der Streß bemerkbar mache; aber das Flackern der Hysterie, das böse Blut im Umgang mit dem Ehemann und Präsidenten, die Nachttischlampe, die angeblich geworfen wurde – all das ist pures Gerücht. Wahrscheinlich wäre von herumfliegenden Aschenbechern die Rede, hätte die Herrin des Weißen Hauses in ihrer Domäne nicht längst das totale Rauchverbot verhängt.

Glaubwürdig dagegen sind die Kommentare anonym bleibender Beamter des Weißen Hauses, die für die „Bunker-Atmosphäre“ seit Beginn der Whitewater-Enthüllungen vor allem Hillary verantwortlich machen. Hätte sie sich nur nicht so lange gesträubt gegen die Ernennung eines unabhängigen Ermittlers, dann wäre nicht der fatale Eindruck entstanden, „daß es bei den Clintons Leichen im Keller gibt“.

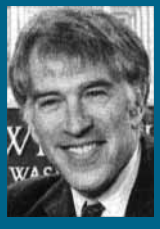
Indessen ist es weder Zufall noch männlicher Chauvinismus, wenn es in der Whitewater-Affäre von Anfang an mehr um die Frau des Präsidenten ging als um Bill Clinton selbst. Die First Lady, das am wenigsten zu öffentlicher Rechenschaft verpflichtete Mannschaftsmitglied des Weißen Hauses, wird ja eben darum mit besonderem Argwohn beobachtet.

Macht ohne Amt, ohne Wahl, ohne festgeschriebenen Verantwortungsbereich sollte es in einem Rechtsstaat nicht geben. Insofern war das Mißtrauen gegen eine starke Präsidentenfrau keineswegs nur reaktionär: Hillary ist nicht absetzbar, denn sie ist in der amerikanischen Verfassung gar nicht vorgesehen.

Um so geeigneter erscheint sie der Männerwelt für die Rolle des moralischen Blitzableiters. An Bill Clinton

8. Oktober 1993

Die RTC, eine Abwicklungsbehörde für die in Konkurs gegangenen Sparbanken im ganzen Land, empfiehlt dem Justizministerium, Ermittlungen in Sachen Whitewater und Madison Guaranty aufzunehmen. Chef der RTC ist der stellvertretende Finanzminister Roger Altman, auch er ein Clinton-Freund, der das Weiße Haus über den Stand der Ermittlungen auf dem laufenden hält.



RTC-Chef Altman

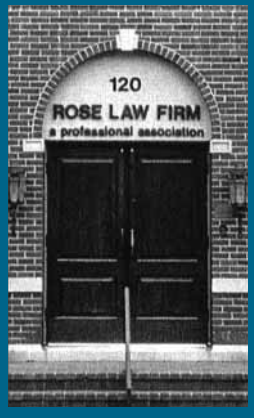
20. Januar 1994

Justizministerin Janet Reno ernennt den Juristen Robert Fiske, einen Republikaner aus New York, zum Sonderstaatsanwalt für Whitewater. Fiske erklärt, er werde die Clintons unter Eid vernehmen und auch Fosters Tod untersuchen. Sechs Wochen später läßt er durch FBI-Beamte zehn Regierungsmitarbeitern Vorladungen zustellen.

Sonderstaatsanwalt Fiske

16. Februar 1994

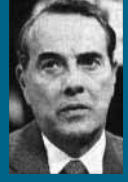
Erste Berichte über die Vernichtung von Whitewater-Dokumenten tauchen auf. Jeremy Hedges, ein Angestellter der Kanzlei Rose, erklärt, er habe Akten in den Reißwolf gesteckt, die mit den Initialen von Foster versehen waren.



Eingang der Kanzlei Rose

3. März 1994

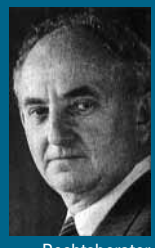
Im Kongreß fordern die Republikaner eine parlamentarische Anhörung zur Whitewater-Affäre. Robert Dole, Oppositionsführer im Senat, droht, er werde sonst künftig die Bestätigung von Clinton-Ernennungen aufhalten. Zwar lehnt Sonderstaatsanwalt Fiske eine parlamentarische Ermittlung ab, gleichwohl beschließt der Senat zwei Wochen später ohne Gegenstimmen ein Hearing.



Oppositionsführer Dole

5. März 1994

Rechtsberater Nussbaum wird gefeuert, nachdem bekannt geworden ist, daß er sich in geheimen Gesprächen über den Stand der Ermittlungen in Sachen Whitewater hat berichten lassen. Clinton schwört, in Zukunft werde es eine „Brandmauer“ zwischen den Ermittlern und den Betroffenen im Weißen Haus geben.



Rechtsberater Nussbaum

14. März 1994

Webster Hubbell, dritter Mann im Justizministerium, tritt zurück. Auch Hubbell war ein Partner der Rose Law Firm. Zwar hat sein Rücktritt formal andere Gründe, doch trifft auch Hubbell der Vorwurf nicht standesgemäßen Verhaltens, der seiner langjährigen Rechts-Partnerin Hillary Clinton in bezug auf Whitewater und Madison Guaranty gemacht wird.

Staatssekretär Hubbell

DER SPIEGEL

scheiden. Dankbar hatte sie daher 1978 das Angebot des damals wohlhabenden Familienfreundes James McDougal angenommen, ein gemeinsames Immobilienprojekt namens „Whitewater“ zu gründen. Auf der Verbindung lag indes kein Segen.

„Hillary war eindeutig die Aktive“, berichten alle, welche die Verstrickung der Clintons in die „Whitewater“-Strudel kennen.

Um Hillary ranken sich denn auch die meisten offenen Fragen in der Affäre: Die Frau, die gebrauchte Unterwäsche ihres Mannes an Bedürftige spendete und steuersenkend beim Finanzamt geltend machte, läßt den beträchtlichen Steuervorteil des angeblichen Whitewater-Verlustes von fast 70 000 Dollar ungenutzt. Warum?

Erfolgreicher war Hillary ebenfalls 1978 mit hochriskanten Warenterminge schäften. Beraten von Tysons Staranwalt James Baird, selbstverständlich auch ein Freund der Clintons, konnte die Jungspekulantin binnen zwölf Monaten 100 000 Dollar Gewinn einfahren.

1986 startete Hillary Clinton mit Rose-Kollegen einen Investmentfonds, der so aggressiv verwaltet wurde, daß sechs Jahre später ihr Anteil bereits 700 000 Dollar wert war. Nun drohen politische Probleme, seit bekannt wurde, daß die Fonds-Verwaltung Spekulationen auf Kursverluste bei Krankenversicherungen einging – ausgerechnet an dem Tag, bevor Hillary eine Brandrede gegen das Versicherungsgewerbe hielt. Kursverluste bei Versicherungsaktien waren danach ebenso unvermeidlich wie ein sechsstelliger Gewinn des Fonds.

Zu den Anlage-Partnern gehörten die Rose-Juristen Vincent Foster, Webster Hubbell und William Kennedy, die alle Hillary Clinton nach Washington gefolgt waren. Mit wenig Glück: Foster hat seinem Leben im Juli vorigen Jahres vermutlich selbst ein Ende gesetzt; Kennedy war in allerlei Fehlentscheidungen des Weißen Hauses verstrickt; und Hubbell mußte von seinem Führungsposten im Justizministerium zurücktreten.

Die gegenwärtige Krise trifft die 174 Jahre alte Kanzlei so hart, daß Insider in Little Rock sogar das Ende des Traditionsunternehmens nicht mehr ausschließen mögen. Ein Partner, der zunächst gehofft hatte, mit dem Einzug der „Arkansas-Armada“ ins Weiße Haus werde das Geld erst so richtig fließen, schimpft heute: „Ich wünschte, es hätte Hillary Clinton nie gegeben.“

Clinton-Geliebte Gennifer Flowers
Libido auf Sonderwegen

selbst nämlich (den Vietnam-Drückeberger, der zwar nachweislich Marihuana geraucht, aber nach eigenem Bekenntnis dabei nicht inhaliert hat) werden keine überpingeligen Maßstäbe angelegt; andere Talente wirken bei ihm stärker ausgeprägt als die reine Lauterkeit.

Hillary indessen hat sich als moralische Anstalt profiliert. Sie vor allem war es, die Anfang 1992 den langen Marsch aus der Anonymität der Provinz auf die Washingtoner Weltbühne mit einer verklausulierten Absage an die Philosophie der achtziger Jahre eröffnete. Sie drückte ihre Verachtung für den Tanz ums Goldene Kalb während der Reagan-Ära am deutlichsten aus.

Die moralische Fallhöhe jedenfalls war im Hause Clinton, dank Hillary, nun einmal ein beträchtliches Stück über derjenigen des Ehepaars Reagan angesetzt. Dem flotten Bill wurde ein extravaganter Haarschnitt verübelt – Ronald Reagan dagegen hätte sich in der Air Force One die Zehennägel mit Blattgold überziehen lassen können, ohne besonderen Anstoß zu erregen. Er hatte ja auch nie etwas anderes gepredigt als das Streben nach Reichtum und Glück.

Hillarys „Politik der Inhalte“ indessen, ihre Bemühungen um Sinnstiftung und ihr politisches Reinheitsgebot hatten ihr bei der *New York Times* den keineswegs nur ironisch gemeinten Titel einer „Saint Hillary“ eingetragen. Die First Lady war darum, sollte etwas schiefgehen im Joint-venture mit Bill, zur Sündengeiß geradezu prädestiniert.

Freilich kommt es auf die Sündendefinition an, die nicht überall in Amerika die gleiche ist. Der populistische Südstaatler Huey Long beispielsweise hat als Gouverneur in Baton Rouge einmal den moralphilosophischen Lehrsatz geprägt: „In der Politik von Louisiana kann man sich alles leisten, außer im Bett mit einer toten Frau oder einem lebenden Jungen erwischt zu werden.“

So kraß würde das im Nachbarstaat Arkansas bestimmt niemand formulieren; aber in seiner Heimat – als Gouverneur – und hernach auch im Weißen Haus hat Bill Clinton nicht selten den Eindruck erweckt, daß ein Regierender die Spielregeln für Normalverbraucher nicht gar so ernst nehmen

Präsidentenehepaar Roosevelt (1935): Platonische Freundschaft

müsse. Schließlich ist in Little Rock ein Politiker vom Charisma des William Jefferson Clinton jemand, der – um mit Brecht zu reden – alles dürfen darf.

Auch Hillary, die aus einer nördlichen Vorstadt Chicagos stammt und ihre Erziehung und Ausbildung an den besten Universitäten Neuenglands erhielt, hat sich im Südstaat Arkansas – wohin sie 1974 ihrem Kommilitonen Bill Clinton gefolgt war und wo sie dann beinahe zwei Jahrzehnte gelebt hat – mit bewundernswerter Gründlichkeit akklimatisiert.

Die „informelle Art, Geschäfte abzuwickeln“, in der „die Kultur von Little Rock ihre Wurzeln hat“, wo „die Beziehungen hinter den Kulissen mindestens so wichtig sind wie die formale Machtstruktur“ (*The New York Times*): dort hat Hillary Rodham, die sich erst viele Jahre nach ihrer Heirat für die Wahlkampfzwecke ihres Mannes auch Clinton nannte, schnell Fuß gefaßt; dort wollte sie am Wirtschaftsgeschehen teilnehmen.

Denn Hillary war ja diejenige in der Familie, die notgedrungen das Geld verdienen mußte; Bill brachte selber nicht viel nach Hause. Mit seinem Lehrauftrag im Universitätsstädtchen Fayetteville, als Justizminister von Arkansas, bald danach als jüngster amerikanischer Gouverneur – stets war die Bezahlung eher kümmerlich, und die Juristin Hillary Rodham verdiente bei der hochrenommierten Rose Law Firm weitaus mehr.

Gouverneursgattin in der tiefen Provinz „war so ziemlich das letzte, das ich mir als Lebensziel ausgemalt hatte“, gab die damals 31jährige gegenüber einem Damenkränzchen in Little Rock so ehrlich wie taktlos zu. Daß sie höhere, zumindest andere Ziele anstrebte, war offenkundig.

Denn auch das Geldverdienen nach der Art von Arkansas verlangte offenbar nach einem Gegengewicht, um das soziale Gewissen zu beruhigen. Hillary gehörte bald zu jenem neuen Frauen-

Bill und Hillary sind Verbündete auf Gedeih und Verderb

typ, der „alles“ haben wollte: Beruf und Ehe, Kinder und Karriere, Sozialarbeit, Kirche, Umwelt, politisches Engagement, Feminismus.

Bill unterstützte das von ganzem Herzen, begab sich aber zum Ausgleich mit der eigenen Libido auf Sonderwege.

Gennifer Flowers, eine Dauerflamme, die in Nachtklubs auftrat und der er einen Verwaltungsjob verschafft hatte, ließ sich ausgerechnet im Präsidentenwahljahr 1992 gegen Honorar zu Geständnissen verleiten.

Sympathie-Werberin Hillary Clinton*
Ein Hauch von Pfadfinderin

Da erwies sich Hillary nicht nur als treuer Kamerad, sondern auch als politische Verbündete ersten Ranges. Sie zog Bill vor die Fernsehkameras, und händchenhaltend bekannten sie sich gemeinsam zu einer längst überwundenen „Ehekrise“. Bills Wahlfeldzug war gerettet.

„Er steht tief in ihrer Schuld, er nimmt auch weiterhin ihre Toleranz in Anspruch, und er bewundert nach wie vor ihren Intellekt“, faßt ein alter Bekannter des Präsidenten diese Ehe zusammen. Daß Bill auf Distanz gehen könnte, wenn Hillary aus ihrer Anwaltszeit in Little Rock ein ethischer Sündenfall nachzuweisen wäre, gilt als unwahrscheinlich. Sie sind Verbündete auf Gedeih und Verderb.

Kuriose Parallele: Eleanor Roosevelt, die einzige Feministin im Weißen Haus vor Hillary Clinton, hatte noch vor Franklin Delano Roosevelts Wahl zum Präsidenten entdeckt, daß ihr Mann ein festes Liebesverhältnis zu einer jüngeren Frau unterhielt.

Das war der Wendepunkt in Eleanors Leben: Sie rechtfertigte ihre Existenz im Präsidentenpalais dann allein durch politischen Aktivismus, wurde zur platonischen Freundin ihres Mannes und entwickelte sich zur großen Propagandistin des New Deal.

Einen Machtanspruch aber, der sich allein durch den Besitz des Eherings legitimieren konnte, entwickelte Eleanor Roosevelt nicht. Das kann ja auch nach aller Logik für wahre Feministinnen kein erstrebenswertes Ziel sein.

Jetzt herrscht große Aufregung in Washington: Lee Hamilton ist der erste einflußreiche Demokrat auf dem Kapitolshügel, der sich dem Verlangen der Republikaner anschließt und für alle Aspekte der Whitewater-Affäre Vernehmungen vor dem Kongreß fordert. Je länger diese Geschichte sich hinzieht und je mehr peinliche Einzelheiten durch den Jagdinstinkt der Presse zutage gefördert werden, desto größer wird die Zahl derer, die vor dem großen Spektakel nicht mehr zurückschrecken.

Ein Watergate wird sicher nicht daraus. Selbst der Nachweis einer Vertuschungsaktion des Weißen Hauses würde keine wirklich gravierenden Folgen haben, weil die ursprünglichen Verfehlungen in Arkansas ja strafrechtlich kaum relevant waren. Obendrein dürften sie längst verjährt sein.

Nur ein Tölpel, schreibt der Kolumnist Abe Rosenthal in der *New York Times*, könne als Amerikaner Befriedigung finden beim Anblick einer ruinierten Präsidentschaft. Bill Clintons Karriere schon im zweiten Jahr seiner ersten Amtszeit zu Ende zu bringen ist bestimmt nicht das Ziel der Politiker, die immer heftiger auf öffentliche Vernehmungen in Sachen Whitewater drängen.

Was aber erstreben sie dann, die Repräsentanten und Senatoren? Wohl doch die Änderung eines Zustands, den sie als institutionell fragwürdig empfinden, den sie aber nicht nur deshalb zu beenden trachten.

Im stillen kollektiven Wunschdenken dieser traditionsverbundenen Männerwelt entwickelt sich eine Neuformulierung des „Bündnisses auf Gedeih und Verderb“: Gedeih, Bill; verdirb, Hillary.

* Beim Besuch der Universität von Colorado in Boulder vorletzte Woche.